

«Grosi wollte ich mit Anfang 40 nicht heissen»

Wenn Judith Schnyder mit einem ihrer fünf Enkelkinder unterwegs ist, wird sie für die Mutter gehalten. Die Baslerin wurde mit 42 erstmals Grossmutter und steht noch mitten im Beruf. Doch langsam beschäftigt das Älterwerden auch sie. Ein Porträt.

Von SERAINA SATTLER (Text)
und GABI VOGT (Fotos)

Als meine älteste Tochter mit 21 schwanger wurde, machte ich mir keine Sorgen um sie. Es war eine Überraschung, aber kein Schock. Ich wusste, dass sie das gut schaffen würde. Doch ich fand: «Gopf», ich bin etwas jung, um Grossmutter zu werden! Ich war 42 und unser Jüngster lebte noch zu Hause. Ich hatte damit gerechnet, dass es eine Pause gibt, wenn die Kinder grösser sind. Ich beruhigte mich, indem ich mir sagte: Diese Schwangerschaft hat nicht viel mit mir zu tun. Meret bekommt ein Kind, sie wird zu dem Kind schauen, das ist nicht mein Projekt. Doch einen halben Tag nach seiner Geburt schlug Aram die Augen auf, sah mich an und berührte mich tief. Ich merkte: Dieses Wesen hat doch mit mir zu tun! Die Verbundenheit war sofort da. Grossmami, Grosi, Grandma – für diese Namen war ich mit Anfang vierzig noch nicht bereit, und teilweise waren sie schon besetzt. Eines Tages sagte Meret zu mir: «Du bist Mimma!» Damit kann ich mich sehr gut identifizieren. Mimma ist nah bei Mamma, so nennen mich meine Kinder. Wenn ich mit einem meiner inzwischen fünf Enkelkinder unterwegs bin, werde ich immer für die Mutter gehalten. Je nach Situation stelle ich es richtig. Manchmal habe ich aber keine Lust auf die Irritation, die meist folgt, und kläre es nicht auf. Sollen die Leute denken, was sie wollen. Als vermeintliche Mutter komme ich schlanker durch den Alltag mit den Enkelkindern. Alles ist selbstverständlicher.

Seit Arams Geburt vor dreizehn Jahren hüte ich fast durchgehend an einem Tag pro Woche mindestens eines meiner fünf Enkelkinder. Momentan kommt nur die fünfjährige Norell regelmässig zu mir, die anderen sporadisch. Mit den Kindern gehe ich in den Garten zum «Dräckle» oder wir basteln in der Werkstatt. Wir arbeiten mit Heisskleber, bohren, nähen, malen. Die Zeichnungen hängen wir an eine Wand im Untergeschoss. Sobald die Wand voll ist, gibt es eine Vernissage, zu der wir uns wohlgesinnte Leute einladen. Danach werden alle Bilder abgehängt und es geht wieder von vorne los. Jedes Grosskind hat ein Skizzenheft, in dem es seine Projekte aufzeichnen kann. Dann schauen wir gemeinsam, was wir umsetzen. Aram will ein richtiges Schiff bauen, jetzt machen wir erst mal ein Modell. Ich passe mich immer den Kindern an. Ich mache Angebote, aber sie entscheiden. Wir ziehen durchs Haus, durch die Landschaft, einfach der Nase nach. Wir gehen auch mal in ein Museum oder ins Theater. Grosseeltern und Kinder haben das gleiche Tempo, das verbindet. Ich geniesse es, mit den Kindern einen langsameren Rhythmus haben zu dürfen. Wenn die Kinder da sind, muss ich nicht meinen, ich könne noch Mails beantworten. Am Mimma-Tag lasse ich meine To-do-Liste liegen und gebe mich dem Moment hin. Für mich sind diese Tage wie Ferien. Sind die Kinder bei uns Grosseeltern, bin ich verantwortlich. Mein Mann hat es nicht so mit den ~

Als Kunst- und Theaterlehrerin wie auch als Grossmutter sieht sich Judith Schnyder vor allem als Mentorin: «Man muss Kinder nicht die ganze Zeit an der Hand nehmen und in eine Richtung ziehen.»



Kleinen. Bereits als wir unser erstes Kind erwarteten, sagte er: «Ich bin ein Vater für Jugendliche.» Das stimmt auch für ihn als Grossvater. Klaus ist freundlich und zugewandt, aber er hat nicht so viele Ideen, was er mit den jüngeren Kindern machen könnte. An den Mimma-Tagen erfüllt er Aufträge. Ich kann ihn darum bitten, das Mittagessen zu kochen oder aus einem Bilderbuch zu erzählen, und dann macht er das. Mit dem ältesten Enkel hat er gerade das Projekt, die Filmtrilogie «Herr der Ringe» zu schauen.

Mein Mann und ich achten auch als Paar darauf, dass wir neben den Dingen, die jeder für sich macht, gemeinsame Projekte haben. Wir musizieren zusammen, tanzen Tango, gehen ins Theater. Wir kochen auch gern und oft. Er schaut im Kochbuch nach, kauft die Zutaten ein und kocht dann nach Rezept. Ich hingegen schlage das Kochbuch zur Inspiration auf und zaubere innerhalb kürzester Zeit mit dem, was ich im Kühlschrank finde,

Jahre zum Konfitüreeinmachen, Nähen und Urgrosskinderhüten.

Da auch ich früh Mutter wurde und dann noch mehrere Ausbildungen absolvierte, stieg ich erst spät richtig ins Berufsleben ein. Ich habe viel in meine berufliche Entwicklung investiert und bin heute eine engagierte Lehrerin. Mittlerweile habe ich ein reiches Paket, von dem ich weitergeben kann. Es kommt immer wieder vor, dass Schülerinnen und Schüler drei, vier Jahre nach ihrem Abschluss bei mir im Schulzimmer stehen und sagen: «Weisst du, Judith, ich habe erst jetzt begriffen, was ich alles von dir mitgenommen und gelernt habe.» Ich schmuggle Werkzeuge fürs Leben in den Rucksack der Jugendlichen. Zum Beispiel die Einsicht, dass man grundsätzlich mit allen Menschen zusammenarbeiten kann. Dass es manchmal hilfreich ist, etwas zu wagen und erst später darüber nachzudenken. Dass man im künstlerischen Arbeiten einen Flow entwickeln kann. Die

***«Am Mimma-Tag lasse ich meine
To-do-Liste liegen und gebe mich dem Moment hin.
Für mich sind diese Tage wie Ferien.»***

für zehn Personen ein feines Essen. Wir sind unterschiedlich, aber wir ergänzen und beeinflussen uns gegenseitig. Mein Improvisieren in der Küche hat sich insofern verändert, als ich nun die Zutatenliste zwischendurch etwas genauer studiere. Und mein Mann schaut das eine oder andere Mal zuerst in den Kühlschrank und verwertet ein Produkt, das nicht im Rezept steht.

Ein Tag pro Woche ist die Zeit, die ich mir fürs Kinderhüten freischaufeln kann. Als meine Kolleginnen und Kollegen an der Fachmaturitätsschule erfuhren, dass ich Grossmutter werden würde, fragten sie mich in aller Selbstverständlichkeit, ob ich mein Pensum reduzieren würde. Das fand ich schon seltsam. Wer käme auf die Idee, einen werdenden Grossvater zu fragen, ob er deswegen weniger arbeiten würde? In der Stadt Basel gibt es gute Betreuungsangebote, sodass mich meine Kinder nicht zwingend als «Hüeti» brauchen. Der Mimma-Tag ist ein Bonus, damit die Enkelkinder und ich unsere Beziehung pflegen können. Ich bin noch nicht bereit, meine Arbeit aufzugeben. Ich arbeite gerne und viel als Lehrerin für Bildnerisches Gestalten und Kunstgeschichte sowie als Theaterpädagogin auf Gymnasialstufe. Die meisten Menschen werden ja hierzulande mindestens achtzig Jahre alt, da bleiben mir noch endlose

Sechzehn- bis Achtzehnjährigen, mit denen ich arbeite, stehen unter einem enormen Druck: Sie denken, sie müssten so und so aussehen oder dieses und jenes machen, um dazuzugehören. Beim Theaterspielen können sie mal jemand anderes sein. Sie können Dinge ausprobieren, die sie sonst nicht machen würden. Mit Jugendlichen Kunst und Theater zu machen, ist meine Berufung.

Ich war im letzten Ausbildungsjahr zur Textillehrerin, als ich mit 21 schwanger wurde. Die Schwangerschaft war nicht geplant, aber willkommen. Meinen Mann hatte ich ein Jahr zuvor kennengelernt, er ist achtzehn Jahre älter als ich. Kurz vor der Geburt unserer Tochter schloss ich die Ausbildung ab. Rund ein Jahr später kam schon unser zweites Kind auf die Welt und wir zogen von Luzern in ein Dorf in der Nähe von Basel, weil Klaus dort mit einem Kollegen eine Arztpraxis aufbaute. Mit 22 ging ich also mit einem fast doppelt so alten Mann und zwei Kindern aufs Land an einen Ort, an dem ich niemanden kannte. Gleichaltrige flohen aus der Provinz in die Stadt. Es war eine intensive Zeit mit bald drei Kindern, dem Haushalt, einem grossen Garten, meinem Engagement in der Dorfpolitik und Stellvertretungen als Handarbeitslehrerin. Als Mutter berufstätig zu sein, war damals auf dem Land eine

Herausforderung. Als ich gemeinsam mit anderen Frauen Blockzeiten von neun bis elf Uhr durchsetzen konnte und wir einmal pro Woche einen Mittagstisch einrichteten, war das schon ein grosser Fortschritt. Dass Klaus einen Tag weniger pro Woche in die Praxis gegangen wäre, damit ich hätte arbeiten können, zogen wir gar nicht in Betracht. Als wir uns in den 1980er-Jahren kennenlernten, hatten wir beide noch recht klassische Vorstellungen von der Rollenverteilung. Bei meinen Kindern sehe ich heute, dass sie das ganz anders angehen. Als die beiden älteren Kinder zehn und elf Jahre alt waren, absolvierte ich eine Schauspielausbildung. Ich hatte bereits als Jugendliche Theater gespielt und es war ein alter Traum von mir, Schauspielerin zu werden. Doch es ist fast unmöglich, neben einer Familie Theater zu spielen und dabei auch noch etwas zu verdienen. Deshalb wollte ich nach der Ausbildung wieder als Handarbeitslehrerin tätig sein. Damit das mit der Kinderbetreuung

jemand fehlt, haben alle ein Problem. Interessanterweise ist in diesen Theaterwochen praktisch nie jemand krank.

Als Lehrerin wie auch als Grossmutter sehe ich mich in erster Linie als Mentorin. Ich glaube, Kinder und Jugendliche entwickeln sich weitgehend selbst. Man muss sie nicht die ganze Zeit an der Hand nehmen und in eine Richtung ziehen. Ich möchte sie laufen lassen und wenn sie anstehen, ein sanftes «Schüppli» geben. Fragen stellen, geeignetes Material oder ein Buch in die Hand geben, sie ermuntern, einfach mal auszuprobieren – und dann mitgehen und staunen über alles, was sich entwickelt. Ich nenne das «bödele». Den Boden bereiten, damit sie wachsen können. Da sein, Zeit haben, schauen, hören. Angebote machen, bei denen ich das Gefühl habe, dass sie verfangen könnten. Als Mutter hatte ich noch die Vorstellung, dass man Kinder dazu bringen muss, gewisse Dinge zu tun. Zum Beispiel ein Instrument zu lernen. Oder

**«Mit Kindern ist man immer in der Verantwortung.
Die grosse Freiheit hatte ich nie. Mittlerweile weiss ich
aber gar nicht, ob ich die möchte.»**

funktionierte, zogen wir in die Stadt, nach Basel. Doch wenig später kam es zu einer Schulreform und das Fach Textiles Arbeiten wurde massiv reduziert. Meine Erstausbildung war plötzlich nicht mehr viel wert. Es scheint ein typisches Frauenthema meiner Generation zu sein, dass man Ausbildungen hat, die einem wie Sand zwischen den Fingern zerrinnen. Ich kenne einige, denen es auch so ergangen ist. Später machte ich noch eine Ausbildung zur Werklehrerin und eine weitere zur Zeichenlehrerin. In dieser Zeit waren Zwanzig-Stunden-Tage keine Seltenheit: morgens Schule geben, nachmittags und abends Kinder betreuen, nachts studieren. Irgendwann fing ich mit den Schultheaterinszenierungen an. Heute gebe ich an zwei Basler Schulen Theaterkurse. Die Jugendlichen reden bei der Auswahl des Stücks mit. Eine Klasse wollte eine Filmadaption, da führten wir «Grandhotel Budapest» auf, eine entschied sich für «Momo», eine andere für ein Werk von Shakespeare. Ich baue oft aus bestehenden Texten ein Stück zusammen, wie bei einer Collage. Als Erstes legt man das Datum für die Premiere fest. Von da an plant man rückwärts und arbeitet dann wieder vorwärts. Für die Jungen ist es eine gute Sache, zu spüren, dass es auf jede und jeden ankommt, dass sie gebraucht werden. Wenn

durchzuhalten, obwohl das Kind total unglücklich ist im Auslandsjahr. Inzwischen bin ich da viel entspannter. Wenn ich sehe, dass etwas nicht funktioniert, mache ich ein anderes Angebot. Mit einer Enkelin war ich zum Beispiel an der «Art Basel», als sie drei war. Wir sind einmal quer durch die Kunsthalle gelaufen – dann hatte sie genug und wir sind eine Glace essen gegangen. Mit meinen Kindern hätte ich es wohl durchgezogen und sie durch die ganze Ausstellung geschleppt.

Als ich Grossmutter wurde, war das Thema Altsein noch weit weg. Meine berufliche Laufbahn hatte gerade erst Fahrt aufgenommen. Doch kürzlich wurden zwei Kolleginnen pensioniert und jetzt bin ich mit Mitte fünfzig die Älteste in der Fachschaft. Ein «frecher Hagel» fragte: «Und, wann gehst du in Pension?» Da fing ich an, mir Gedanken darüber zu machen, wie lange ich noch arbeiten möchte und was ich danach mache. Reisen wäre nahelegend, schliesslich konnte ich das kaum tun. Aber ich weiss nicht recht. Irgendwie interessiert mich das nicht. Eine Sehenswürdigkeit nach der anderen besichtigen. Diese Orte abklappern, die alle anderen auch abklappern. Mein Mann und ich waren vor ein paar Monaten in Vietnam. Meine erste grosse Reise. Ich dachte: Aha, so geht das. Es war schön, aber das Gleiche möchte ich nicht ~



Nicht nur an den Hütetagen
ist das Haus in Basel ein
Hafen für die ganze Familie.

noch in diesem Land machen und in jenem. Ich könnte mir vorstellen, drei Monate in Japan in einem Atelier für Textildruck zu arbeiten. Das würde mir gefallen. Mit jemandem zusammenzuarbeiten finde ich viel spannender, als nur zuzuschauen, wie andere leben. Die Reise nach Vietnam wollten wir eigentlich schon vor vier Jahren machen, aber dann kam Corona. Ich hatte damals viele Überstunden und deshalb ein Sabbatical zugute. Statt in Asien verbrachten wir die Zeit schliesslich hier in Basel. Während des Lockdowns gingen die Kinder und Enkelkinder bei uns ein und aus. Ich war Krippe, Mittagstisch und Co-Working-Space. Das war super, wir hatten es sehr gut miteinander. Während meines Sabbaticals wurde mir bewusst, dass mir immer etwas einfällt, was ich machen könnte – auch wenn ich zu Hause bleibe.

Als wir vor rund zwanzig Jahren vom Land in die Stadt ziehen wollten, suchten wir lange nach einem Haus. Schliesslich fanden wir es durch Freunde. Es war eine richtige Räuberhöhle: seltsame Schmierereien, halb herausgerissene Wände, keine Küche, keine Heizung, eine Badewanne mitten in einem Raum und überall Hundehaare. Doch ich stand im Windfang und rief: «Das ist es!» Wir erkannten sofort das Potenzial des Hauses. Nach und nach renovierten wir es. Vor einem Monat haben wir auf Fernwärme umgestellt. Dieses Haus ist ein Hafen für die ganze Familie. Es ist eine Anlaufstelle, die immer offensteht, wo man immer willkommen ist. Ohne viele Fragen zu stellen, mache ich für jeden Gast ein freundliches Nest bereit. Man kann essen und schlafen oder was immer es braucht. So einen Ort hatte ich auch bei meiner Grossmutter. Sie wohnte wenige Minuten entfernt und wenn ich es zu Hause nicht mehr aushielt, packte ich meinen Koffer und ging zu ihr.

In Hinblick auf die Pensionierung mache ich mir Gedanken darüber, was mich wirklich interessiert. Das Gärtnern könnte ich wieder aktivieren. Momentan haben wir nur einen kleinen Garten. Ich könnte einen «Pflanzblätz» suchen, am liebsten mit jemandem zusammen. Gemüse anbauen und so. Ein öffentliches Engagement kann ich mir auch vorstellen. Bei den Klima-Seniorinnen zum Beispiel. Musik interessiert mich ebenfalls. Vor zwei Jahren habe ich angefangen, Kontrabass zu spielen. Ich nehme Stunden und bin in zwei Orchestern: in einem Tango-Orchester und in unserer Familien-Hausmusikformation. Mein Mann und eine unserer Enkelinnen spielen Klarinette, Tochter Meret spielt Cello, Sohn Lou Hackbrett,

seine Frau spielt Geige, deren Schwester singt und eine Nachbarin spielt Akkordeon. Unser jüngster Sohn Nepomuk macht nicht mit, aber er hört sehr viel Musik, kommt hin und wieder zu den Proben und zum anschliessenden gemeinsamen Abendessen. Das Genre unserer Familienformation ist die innovative Volksmusik – was uns gerade in die Hände fällt. Zusammen Musik zu machen, ist eine coole Art, mit Menschen in Kontakt zu sein. Seit ich 21 bin, bin ich eingespannt mit Kindern, Beziehung, Haushalt, beruflicher Entwicklung und Enkelkindern. Von dem Moment an, wo man Kinder hat, ist man in der Verantwortung – und es hört nie mehr auf. Die grosse Freiheit hatte ich nie. Mittlerweile weiss ich aber gar nicht, ob ich die möchte. Vielleicht ist das mit der Freiheit eine Illusion, von der man träumt, die aber gar nicht so spannend ist. Ich habe den Verdacht, dass diese grosse Freiheit mit einer Einsamkeit einhergeht, über die man nicht spricht. Ich bin gerne verbunden mit anderen Menschen, mit der Familie, mit Freunden, mit meinen Schülerinnen und Schülern. Dieses Setting hat sich entwickelt und ich habe es mitentwickelt. Es ist gut für mich, wie es ist. ●

Buchverlosung **«Anders alt»**

Das Porträt über Judith Schnyder ist ein Vorabdruck aus dem Buch «Anders alt» von Seraina Sattler und Anna Six.

Zehn Menschen erzählen darin, was sie durchs Altwerden gewonnen oder verloren haben – und was sie noch vorhaben.

Ab **16. September 2026** ist das Buch im Handel erhältlich. «Grosseltern» verlost drei Exemplare. Schreiben Sie bis **14. September** eine Mail mit Ihrem Namen und Adresse an
verlag@grosseltern-magazin.ch



Anders alt – 10 Menschen erzählen

Seraina Sattler und Anna Six (Text), Gabi Vogt (Fotografie). Christoph Merian Verlag, 2026. 160 Seiten, 29 Franken. Weitere Infos: andersalt.ch